

Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

(3. Fortsetzung.)

Es war Oktober, die Salzen in Monteur hand in ihrer höchsten Blüte und jede Woche fand eine vielbesuchte Reunion statt. Gert hatte wieder an gesellschaftlichen Vergnügungen nur insoweit teilgenommen, als er sollte, nämlich während seiner Praktikantzeit, nicht ganz vermeiden konnte, aber die Lust zum Leben, die ihn gepackt hatte, trieb ihn jetzt unter frische Luft und ein wenig Abwechslung auch er den schlichten, von besserer Gärtnerei durchzogenen und schon dichtgetulsten Kurpark. Eine Weile lang blieb er erst an der Tür unter den übergen sich dort sammelnden Herren sitzen und sah dem Tange zu. Der Raum für die Tansenden in der Mitte war nur klein und sie hatten Mühe nicht miteinander anzustoßen. Man sah die Köpfe der Herren, die sich um die Tische herum drängten, die Hände der Damen, die sich um die Tische herum drängten, die Hände der Damen, die sich um die Tische herum drängten...

Rausch schmeckte er mit ihr dahin und wie im Rausch verging ihm auch der Rest des Abends. Er sprach nur wenig mit ihr, er langte auch nicht wieder. Aber in der Nacht, die darauf folgte, schlief er nicht. Immer fühlte er noch die süße Gestalt im Arm, spürte den Duft ihres Haars — immer noch sah er die braunroten Lippen, die sich um die Lippen des Mädchens schlangen, mit dem sie ihm dankte. Sein Schicksal hatte ihn erreicht. Er liebte.

Wer war sie? Doch was fragte er danach? Würde er aus jenem gegen seinen Willen belauschten Gespräch nicht genug? Schon hatte er im Begriff geküsst, abzureisen, um die beiden auf der jenseitigen Seite des Sees noch einige Zeit zu verbringen — nun blieb er.

Von diesem Tage an begegnete er Fräulein von Syd täglich. Weiß war sie in Begleitung ihrer Mutter und anderer Herren, unter denen der junge Mann, mit dem sie an dem für ihn so verhängnisvollen Abend so viel getanzt, besonders eifrig um sie war. Es war ein Franzose, dessen Bekanntschaft er bald machte, ein Herr Delancourt aus Valenciennes, dessen Vater dort ein sehr bedeutender Leinenfabrikant war. Gert fand an ihm einen sehr unterhaltenden, angenehmen und ihm sympathischen Menschen. Aus einem gelegentlichen Gespräch mit ihm erfuhr Gert, daß Herr Delancourt zuletzt in Paris gelebt und, wie er ganz lustig eingestand, dort ein bißchen über die Schurke gehauen hatte, was seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen war. Nun sollte er in das väterliche Geschäft eintreten — vorher aber hatte ihn der Arzt zu seiner Wiederherstellung hierher an den See geschickt. Auch hier aber schien sich Herr Delancourt keineswegs zu langweilen. Wenigstens wurden verschiedene Spaziergänge, die in die Fremdenwelt hinausführten, über ihn erzählt, von denen einige auch Gert zu Ohren kamen. Was gingen Gert aber Herrn Delancourts galante Abenteuer an, wenn er nur sonst nichts Liebes an ihm fand. Nur eins verirrte ihm manchmal an dem Franzosen — daß er Fräulein von Syd so angezogen zu sein schien, und daß auch sie an dem lustigen, lebenswichtigen, aber doch wohl etwas leichtfertigen und oberflächlichen Menschen ein großes, wenn auch offenbar nach ihrer Weise ganz unschuldiges, Interesse fand. Das schien ihm ja der höchste Reiz an ihr — ihre heitere, sorglose Unschuld, die gar nichts davon merkte, wie sie von der Mutter gewissermaßen zum Kauf ausbezogen wurde. Es hätte gar nicht erst jenes belauschten Gesprächs bedurft, um ihn die Absichten dieser Frau erkennen zu lassen. Zu deutlich trat sie damit hervor. Aber was konnte das harmlose, liebliche, süße Geschöpf dafür? Und zu seiner immer heißer werdenden Leidenschaft gefühlte sich noch das Mitleid — der Drang, sie aus einer Umgebung, deren Sphäre sie mit ihrem reinen Kindersinn ja nicht empfinden konnte, zu befreien. Es gab nur einen einzigen Weg dazu — den, daß er sie heiratete. Und merkt er doch, daß er in der Welt keine andere Möglichkeit hat, als sich zu verheiraten. Er war kein eigener Herr und niemand Rechenschaft schuldig. Nur das holde Geschöpf selbst hatte über sein Schicksal zu entscheiden.

Wenn ihr Herz aber nicht mehr frei war? Doch das war nicht zu befürchten. Dazu gab sie sich zu befähigen, zu heiter, zu sorglos. Wenn er der Mutter nicht willkommen war? Auch darüber brauchte er in Anbetracht seiner äußeren Verhältnisse keine Sorge zu haben. Wenn aber bei dem allen sein heißes Verlangen auf keine Erwidderung bei ihr stieß? Verlangte er denn Erwidderung von ihr? Nein, es sollte ja schon Manne genug für ihn sein, wenn sie keinen andern im Herzen trug, wenn sie sich ihm nur zu eigen geben, wenn sie ihm Zeit gewähren wollte, sich ihre Neigung zu erproben. Nur Gewißheit, daß ihr Herz noch frei war, mußte er haben. Doch wie sich diese beschaffen? Von wem anders als von ihr selbst! Daß sie ihm die volle Wahrheit sagen würde — daran dachte er nicht den geringsten Zweifel. Hinter einer so reinen Zielen wie der ihren hatten Trug und Lüge keinen Platz.

Die Gelegenheit dazu sollte sich ihm bald bieten. Eines Morgens fand er sie allein am Seeufer, auf dem einsamen, sich aufwärts schlängelnden Pfad nach der alten Pfarrkirche. Sie sah dort auf einer Bank, die ihm schon bekanntes Stützenbuch auf dem Schoß, und zeichnete so das Vorgebirge von St. Gorgolob ab, das von dem jenseitigen Ufer durch eine Ländchen des Pfad umsäumenden dichten Gebüsches, von blauem Duft und Sonnenschein umflossen, reizend zum Vorzeichen kam. Bei dem Geräusch seiner Schritte trat er dem gro-

ßen Ries sah sie von ihrer Arbeit auf, und er meinte in ihrem Gesicht, als sie ihn bemerkte, ein frohes Aufleuchten wahrzunehmen.

„Nurte er eine Hoffnung darauf gründen? War sein Anblick auch ihr nicht unwillkommen? Sein frohgefühlt herbergend, trat er grüßend auf sie zu.“

„Wie hübsch, daß Sie kommen!“ tief sie ihm verträglich entgegen.

„Also, ich störe nicht?“

„Im Gegenteil. Ich sitze hier und weiß nicht, wie spät es ist. Endlich kommt jemand, der mir's wird sagen können.“

„Haben Sie es denn so eilig?“

„Ja, Mama ist nicht ganz wohl, und ich habe ihr fest versprochen, zum Dejeuner wieder bei ihr zu sein.“

„Darf ich mit Ihnen gehen?“

„Wenn Sie noch so früh kommen wollen.“

In der Eile ließ sie ihren Bleistift fallen. Beide bückten sich danach, und ein Haar wären sie mit den Köpfen aneinander geraten. Bei der flüchtigen Berührung fühlte er wieder den Duft ihres Haars, das jetzt unter dem breitrandigen behänderten Strohhut, den sie trug, in zwei schweren Zöpfen herabhängte und mit dem feinsten, feinsten blauen Liniment die ihren süßlichen Reiz und Zauber noch erhöhte. Am liebsten hätte er sie, ohne weiter zu sprechen, gleich an sich gerissen. Sie mit heißen Lippen überhäufte, um sie nie wieder aus seinen Armen zu lassen.

So schritten sie beide in der Wald-einsamkeit unter dem üppigen Laubdach, dem der Herbst unter diesem gegneten Himmel noch nichts von seinem dunklen Grün genommen hatte, nebeneinander her.

„Darf man fragen“, sagte er das Gespräch fort, „was Ihrer Frau Mutter fehlt?“

„Wir haben gestern spät abends mit Herrn Delancourt noch eine Wanderfahrt gemacht. Es wehte ein kühler Wind, und ich sagte Mama gleich, daß sie leicht erkrankt wäre. Wichtig hat sie sich über Nacht eine Erkältung zugezogen. Wenn sie auch nicht davon einverhanden war, so habe ich doch gleich den Arzt geholt und der hat ihr verordnet, daß sie im Bett bleiben muß. Glücklicherweise meinte er, daß Mama morgen wohl schon wieder aufstehen kann. Natürlich wäre ich von Mama nicht fortgegangen, aber sie wünschte zu schlafen, weil sie eine so schlechte Nacht verbracht hat. Nun wird sie aber gewiß langsam wieder genesen.“

Die Frage, mit der sie von der Mutter sprach, rührte sein Herz von neuem.

„Herr Delancourt ist ein guter Freund Ihrer Frau Mutter?“ fragte er.

„Sie lachte.“

„Eigentlich meint Mama, daß Herr Delancourt ein Windbeutel ist, und daß sich ein junges Mädchen vor ihm in acht nehmen muß. Wir haben Herrn Delancourt erst hier in Monteur kennen gelernt. Aber er ist so nett und aufmerksam gegen uns und auch so lustig und guter Laune, daß man sich in seiner Gesellschaft immer wohl fühlt. Finden Sie nicht auch, daß Herr Delancourt sehr liebenswürdig ist?“

Die Art, wie sie von diesem Menschen sprach, gab ihm einen Stich ins Herz. Aber er verbarg sein Gefühl und erwiderte:

„Gewiß!“ Und zum ersten Male einen scherzhaften Ton gegen sie annehmend, fügte er hinzu: „Wissen Sie, was ich von Herrn Delancourt vermute?“

„Was?“

„Daß er verliebt in Sie ist.“

„Mit naivem, drolligem Erschauern sah sie ihn an.“

„Nein“, sagte sie dann nach einigen Nachdenken ganz ernst und entschieden — „nein, daran denkt Herr Delancourt gar nicht. Er hätte es mir gewiß schon gesagt.“

„Und wie gut das ist!“ sagte sie aufatmend hinzu.

„Auch ich wurde wieder leichter.“

„Was ist gut, Fräulein Ilse?“

„Unwillkürlich glitt ihm ihr Vorname über die Lippen, und sie schien es nicht einmal zu beachten.“

„Daß Herr Delancourt nicht verliebt in mich ist. In welche Verlegenheit müßte mich das bringen. Wo ich mich in ihn doch ganz gewiß nicht verlieben könnte.“

„Aufjubeln hätte er mögen. Wenn sie jetzt nicht dummer Weise die Strafe erwischt hätte, wo ihnen fortwährend Leute begegneten — er hätte seinem Herzen nicht länger Einhalt getan und ihr ein Geständnis abgelegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Idealistin.

Stigma von Ida Vos.

Es durchfuhr sie eine schreckliche Freude, als er unmittelbar hinter ihr den Strohhut abgenommen hatte. Seit sie ihn kannte, nur vom Sehen konnte, wenn er ihr auf ihrem Wege ins Bureau manchmal begegnete, war der Wunsch in ihr gewesen: „Einmal möchte ich dieses sympathische Gesicht so ganz ordentlich ansehen können, nicht voll Scheu nur mit den Wimpern streifen!“

Und nun, da ihrem Wunsch Erfüllung werden sollte, erschauerte sie. Er mußte in derselben Umgebung wohnen, denn wenn sie ihn auch nicht täglich traf, so geschah das doch öfter — und er gefiel ihr sehr!

„Hing sie denn schon wieder an! Hatte sie noch immer nicht genug an all den Enttäuschungen, die ihr leicht entzündliche Phantasie ihr schon so oft bereitet hatte? Einen Menschen sehen, dessen Gesicht ihr etwas sagte — und sie begann sofort zu fabulieren, schuf sich eine Gestalt, wie sie sich den Menschen, oder besser die Menschen träumte, trug all ihre Sehnsucht, ihre Hoffen und Wünsche in ihn hinein — und wenn sie ihn dann endlich kennen lernte, wie er war, nicht wie sie sich ihn geträumt hatte, dann tat ihr das Herz weh!“

Hundertmal schon hatte sie sich fest vorgenommen, sich zu ändern! Welt und Menschen so zu nehmen, wie es sich für sie ziemte, ohne alle phantastischen Träumereien und Sehnsüchte — es half alles nichts!

Von dem Augenblick an, da er ihr an einem recht hübschen, regnerischen Regentag begegnete, war, beschloß sie sich mit ihm. Die Melancholie des grauen Nebeltages lag auf seinen blauen, stillen Zügen, spiegelte sich in den großen, grauen Augen, die mechanisch, ohne recht zu sehen, über ihr freies Gesicht hingegleitet waren.

Was nicht alles hatte sie in ihn hineingebacht, wenn sie so an ihm vorbeifuhr, kaum wissend, ob er sie bemerkte! Einen ganzen Roman baute sie um ihn und seine stille Traurigkeit gesponnen, lange Zwiesprache mit ihm gehalten, ihm von ihrem so wenig befriedigenden Leben erzählt, und sich von dem seinen erzählen lassen — und als ihr heute nun zum ersten Male näher trat, bei ihrem Anblick lehrte machte und dieselbe „Geltliche“ beflegte, da bekam sie Herzschmerz. Und er war ihr doch längst kein Fremder mehr — in ihren Träumereien!

Sie drückte sich hastig in eine Ecke und sah erst gar nicht auf. Er hatte sich auf einen freien Platz ihr schräg gegenüber gesetzt, und sie fühlte seinen Blick auf ihr ruhen. Das verirrte sie. Nach und nach über beruhigte sie sich. Unter halbgeschlossenen Lidern suchten ihre suchenden Augen zu ihm hinüber, schweiften aber sofort scheinbar ganz gleichgültig ab, wenn sie den seinen begegneten.

Er gefiel ihr! Herrgott, wie sehr er ihr gefiel! Wie elegant er dasah! So nachlässig vornehm in der Haltung! Und seine Hände! Wollig nützlich mochten sie diese schmalen, weißen, langfingerigen Hände, deren Bewegungen so weich und harmonisch waren. Förmlich Sehnsucht konnte man bekommen darnach, sie zu umklammern, diese schlanken Finger, sich von ihnen liebkosen zu lassen!

Wieder war ihr forschender Blick vorsichtig auf Kelognosierung ausgegangen, hatte sich ein Ständchen weiter gemogt, und da fuhr sie erschrocken zusammen: er war ja in Trauer! Ihre Augen mochten ganz bestürzt halt vor dem breiten Trauerflor, der sich um seinen rechten Arm wand. Ein halbtägiger Wid — maßlos — auch um den breitrandigen weißen Hülschut, den er ins Gesicht gedrückt trug, schlang sich das Zeichen der Trauer.

Der Arme! Also darum hatte er immer so forgnovoll ausgesehen! Sie gab ja allerdings seiner Melancholie immer eine ganz andere Richtung! Wer weiß, was er gelitten hatte, wie unglücklich er war! Ob ihm ein naher Verwandter gestorben war? Vater oder Mutter? Aber er sah nicht mehr so jung aus! Eher — seine Frau?

Seine Frau — Es durchrieselte sie ein seltsames Gefühl bei dem Gedanken. Eine Frau — die er lieb gehabt hatte! Die er geliebt — geliebt hatte — mußte die glücklich gewesen sein — selig! Und hatte ihn doch allein lassen müssen! Sie sah seinen Armen stehen — das war grauam!

Sie seufzte tief auf — und fühlte, wie sein Blick fragend, teilnehmend an ihr herüberglitt.

Das Blut schoß ihr in die Wangen, verwirrt sah sie sich um. Also, sie war unversehrlich! Versunken in ihre Träumereien, hatte sie wieder einmal Zeit und Ort, die ganze Wirklichkeit vergessen — und auszusprechen veräumt! Jetzt kam sie zu spät nach Haus und konnte sich wieder ausfinden lassen wegen ihrer Saumseligkeit.

Hastig erhob sie sich, glitt an ihm vorüber, eilte rasch nach hinten und trat ab, ehe der Wagen hielt. Sie

ließ mehr als sie ging und verdoppelte ihre Eile, als sie hörte, daß gleichmäßige Schritte ihr folgten. Er —

„Lieber Gott, nein — nein nicht!“

— Da war er neben ihr!

„Kleines Fräulein!“ Klang es hinter sie, so daß sie unwillkürlich stehen blieb. Er stand jetzt vor ihr, aber sie sah nicht auf, sondern hielt den Kopf tief gesenkt.

„Sind Sie mir sehr böse?“ fragte er leise.

„Sie schüttelte hastig den Kopf: „Nein — ich bin ja selbst schuld!“

„Sie!“ unterbrach er sie fragend.

„Doch — ich habe Sie angesehen — aber — Sie haben mir so leid —“ sie verstummte davor.

„Er sagte ihre Hand und strich leicht mit seinen Fingern darüber.“

„Sie machte sich hastig frei: „Nein, Sie sollen nicht!“

„Was denn? Was soll ich denn nicht? Gestatten Sie vor allem, daß ich mich Ihnen vorstelle.“

„Nein — bitte, bitte — nicht!“

„Ja, aber warum denn nicht? Sie sollen doch wissen —“

„Ich will nichts wissen — aber — bitten möchte ich Sie etwas!“

„Ich wäre glücklich, wenn —“

„Nein — so nicht — das ist konventionelle Redensart!“ unterbrach sie ihn erregt und hob zum erstenmal den Blick zu seinen Augen: „Darf ich alles fragen?“

„Alles, mein Fräulein!“

„Ich —“ sie stockte und fuhr nach kurzem Zögern entschlossen fort: „Ich bitte Sie recht sehr, lassen Sie mich meiner Wege gehen.“

„Kleines Fräulein!“ sagte er vorwurfsvoll, verdrohtet fast.

„Sie — Sie sollen das nicht falsch auffassen — ich bin nicht stolz — es ist —“ wieder zögerte sie und dann, wie mit einem plötzlichen Entschluß, fuhr sie fort, so schnell und überstürzt sprechend, daß die Worte manchmal überhastet herausstamen, und er beinahe Wüste hatte, dem atemlosen Gestammel zu folgen: „Sehen Sie — ich — ich wüßte im Alltag, mein Leben ist wenig sonntags, vielmehr eintönig, nicht — Ich habe nichts als meine Sehnsucht — meine Phantasie! Und die erzählt mir Märchen, wie sie die Wirklichkeit für unszeichnen nie hat! Das macht mich glücklich — solange mir das Leben meine Märchen nicht zerstört! Sie — sind so ein Märchen für mich!“

„Kleines, liebes Fräulein!“ Wieder sagte er die kalten, zudenden Wädchenfingern, die sich einen Augenblick so fest, fast heiß um die seinen legten — nur eine Sekunde, dann machte sie sich frei und wich einen Schritt zurück.

„Ich kenne Sie nicht — ich schaffe Sie mir — wie ich Sie haben möchte! Ich nehme teil an Ihrem Kummer — den ich nicht kenne — ich veruche es, Sie zu trösten — in meinen Phantasien!“

„Wollen Sie es denn aber nicht wirklich tun, kleines Fräulein?“ fragte er getührt.

„Sie wehrte ab: „Nein — lassen Sie mir — mein Märchen! Wenn ich jetzt tue, was Sie wünschen — ist das Märchen zu Ende, und der banale Alltag tritt an seine Stelle. Was bin ich Ihnen? Was könnte ich Ihnen sein? Eine Straßenbekanntschin, eine flüchtige Episode, wie Sie deren wohl schon viele in Ihrem Leben gehabt haben. Ich mag nicht! Ich will Sie nicht kennen, nichts von Ihnen wissen — als was mir meine Sehnsucht erzählt!“

„Wie sonderbar Sie sind, Kleines Fräulein!“ sagte er verdrohtet. Ein klein bißchen Spott drang durch seinen Ton.

„Sie hörte es wohl und richtete sich gerade auf: „Bitte, lassen Sie es zwischen uns bleiben, wie es war, lassen Sie mich meiner Wege gehen! Bleiben Sie, was Sie für mich bisher gewesen sind: der trauernde, einsame, mir unerschöpfbare Held des Märchens, das mir meine Sehnsucht erzählt!“

„Fürchten Sie denn die Wirklichkeit so sehr?“

„Ja, weil sie grauam ist!“

„Sie kann auch wunderbar schön sein, kleines Mädchen!“

„Nicht für eine, wie ich!“ sagte sie herb.

Da seufzte er tief auf, zog ihre Hand an die Lippen, lästete grüßend den Hut und ging wortlos davon — Wenn sie ihn weiter sieht, bekommt sie Herzschmerz und wird rot bis an die Haarwurzeln.

Er grüßte sie nicht. Nur seine Augen tauchen in die ihren, grüßend, fragend, drängend: „Bist Du noch immer nicht läger, kleines Mädchen? Wehst Du Dich immer noch gegen den Augenblick, der allein Leben ist? Ein Augenblick des Glücks — was sind dagegen alle Deine Märchen! Menschenglück! Das köstliche! Warum hast Du Angst davor? Ist Dir wirklich immer noch Deine unerfüllte Sehnsucht lieber?“

Dann sent sie beäugend die ihren: „Immer noch! Menschenglück ist treulos! Und wenn man vor ihm, wie vor Märchen folgen muß: „Es war einmal!“ dann löst es Herzst! Ich fürchte mich!“

Und dann gingen sie stumm aneinander vorüber.

Die Kleidung der Staatsdiener.

Wegen eines heranzutretenden internationalen Politikers.


Die Neuheiten in der Erscheinung hervorragender Menschen pflegen der großen Masse der Zeitgenossen vertrauter zu sein als ihre Gedanken. Von Bismarck darf man mit gutem Gewissen behaupten, daß trotz der warmen Bekleidung, die er genoß, doch die meisten Deutschen seinen blauen Waffenrock mit dem gelben Kragen und seine Rüststiefel besser konnten als seine Kirchenpolitik oder politische Ansichten. So ergeht es auch, wie aus Rom berichtet wird, dem „Diktator“ Giolitti bei seinen Landbesuchen. Als er noch in den Anfängen seiner politischen Laufbahn stand, war er zunächst unter den Abgeordneten, dann in der Tagespresse und schließlich im ganzen Lande als der Mann mit dem langen schwarzen Schößchenrock bekannt und führte danach den Spitznamen Valentinone. Da Giolitti von hohem Wuchs ist, so gab der langherabhängende Rock seiner Erscheinung allerdings etwas Eigenartiges, und viele Italiener dachten, wenn sie seinen Namen hörten, weniger an seine Steuerreformpläne oder an seinen Kampf mit Crispi als an den langschößigen Rock.

Später gewöhnte sich Giolitti dieses Kleidungsstück ab, dafür wurde seine Kopfbedeckung das unterscheidende Merkmal der gewissermaßen der sichtbare Stempel seiner Würdigkeit. Der breitrandige schwarze Schößchenrock wurde für ihn ebenso charakteristisch wie seinerzeit für Bismarck, wenn er in Äußerungen zur Kur weilte. Vor kurzem ist nun der langjährige Ministerpräsident und „Diktator“ Italiens von einer Auslandsreise nach Piemont zurückgekehrt, und sofort stellten die Zeitungen fest, daß eine große Umwandlung mit ihm vorgenommen war, die sie nicht zögerten, telephonisch und telegraphisch durch ganz Italien bekanntzugeben. Am andern Tage wußte jeder Zeitungsleser und politisch Gebildete, daß das Haupt, welches jahrelang über die Geschichte Italiens nachgedacht hatte, nicht mehr von einem Schößchenrock, sondern von einem glänzenden, funtelnagelneuen Zylinderhut bedeckt war. Was dieser Wechsel zu bedeuten hat, darüber ist man sich noch nicht klar; wenigstens haben sich die Tagesblätter noch nicht darüber ausgesprochen. Bedeutungslos ist er gewiß nicht; er gibt zu den verworrensten Vermutungen Anlaß, da bestimmt der große Crispi stets nur mit dem Zylinderhut ausging. Sollte Giolitti vielleicht der Ansicht sein, daß er nunmehr auf die gleiche Stufe der Würdigkeit gerückt ist wie sein ehemaliger Widersacher und Vorgänger? Das würde ihn die Nationalisten jedenfalls sehr übernehmen.

Unsere Schnittmuster - Offerte

Kostend in Bremerform. No. 8030.

Schafft die Mode in erster Linie Fortschritt neue Formen für die Oberbekleidung, so gibt es auch in der Unterbekleidung, namentlich in der weiblichen, einen Fortschritt. Neue Formen für die Unterbekleidung, namentlich in der weiblichen, einen Fortschritt. Neue Formen für die Unterbekleidung, namentlich in der weiblichen, einen Fortschritt.



Die Schnittmuster sind ganzlich in der neuesten Form gehalten, weil keine nicht nur einfacher, sondern auch besser sind, sondern ganz besonders hübsch und praktisch. Statt großer Falten sind hier nur kleine Falten und werden gelegt. So sieht man dieses Modell aus der Ferne. Auch die Ärmel sind ganz neu. Auch die Ärmel sind ganz neu. Auch die Ärmel sind ganz neu.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cent für jede bestellte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept
1311 Howard St.

Per „Omaha Tribune“ Genoss
Ich möchte Muster No.
... Soll Brust oder Tailleweite.
(Sobald ... bei Kinder (Achseln).
Name
No.
Straße
Stadt

— Zweideutig. Sie: Wie meist eigentlich der Maler Friedemann?
Er: D, da erkenne man schon nach dem ersten paar Strichen den Pinself!

— Variante. Sie: „Du schneidest ja schon eine ganze Serie solcher Beziehungen gehabt zu haben vor unserer Heiratung.“
Er: Mein Grundfah war: Prüfe alle, und die Beste behalte!“

— Genügender Grund. Gattin: „Ich möchte nur wissen, warum uns die Borgelms nicht mehr zu ihren Gesellschaften einladen?“
Gatte: „Weil wir immer hingegangen sind!“

— Es redet brieftell. Frau (eines Landstreichers): „Wie unvernünftig den Jungen so mörderisch zu prägen. Du hast es auf dem Gewissen, wenn er hernach mit einem „besonderen Kennzeichen“ in der Welt herumläuft!“

— Erklärte Abneigung. Heiratvermittler: Was haben Sie denn gegen das Fräulein Werner? Es ist doch eine Dame von sehr feinen Umgangsformen.
Heiratstandhaft: Leider aber von unfeinen Umgangsformen.